

## Im Bann der Naturtöne

Komponist Carl Rütli über sein Werk «Mysterium Montis»



*Carl Rütli, was für ein Verhältnis haben Sie zu den Bergen?*

Mein Vater war ein begeisterter Berggänger, Mitglied beim SAC und bei den Gotthard-Mittrailleuren. Meine grösste Tour mit ihm war die Besteigung des Piz Palü. Ich bin aber nicht der Kletterer; es gefällt mir besser, die Berge von unten anzuschauen. Von oben wird die Landschaft fast niedlich – von unten aber sieht man die Kraft der Berge. Mich fasziniert das ewig Beständige an ihnen, ihre Ausstrahlung, die sich fast nicht in Worte fassen lässt. Es ist etwas Heiliges.

*Heilige Berge gibt es ja in verschiedenen Kulturen. Und auch den Respekt vor ihnen – noch im Mittelalter wurden die Alpen als unbesteigbar und dämonisch gefürchtet. Haben Berge auch etwas Bedrohliches für Sie?*

Ich habe sie selber nie so erlebt, höchstens mal als Kind in einem Gewitter, wo der Vater gesagt hat: den Pickel wegwerfen... oder bei einem Wetterumschwung: Plötzlich ist Nebel da, du siehst keinen Weg und keine Hütte mehr. In solchen Situationen können die Berge schon bedrohlich sein.

*Auch in Ihrer Komposition geht es ab und zu rauh zu und her. Aber von vorn: Wie kam es zum «Mysterium Montis» mit seinem berglerischen Thema?*

Am Anfang stand der Wunsch der Auftraggeber, Christoph und Claudia Im Obersteg, nach einer liturgischen Komposition für Chor und mehrere Alphörner. Mir war klar: Das sollte anders tönen, als man es sich von Alphörnern gewohnt ist. In der Regel sind sie gleich gestimmt, dadurch entstehen die immer gleichen Naturtonklänge in der Abfolge von Tonika und Dominante. Ich selber spiele seit rund 50 Jahren Alphorn, seit dem Studium. Das Alphorn war damals im Niedergang, es fehlte der Nachwuchs. Mit einem Freund übten wir jeden Morgen um sechs Uhr an der Schiffenen Staumauer bei Fribourg. Zum Studienschluss habe ich mir dann ein Alphorn mit einem zusätzlichen Rohr bauen lassen, damit es in Fis und F gespielt werden kann. Der Alphornbauer kannte sowas noch nicht, hat es aber für mich extra gebaut.

*Heute scheint das Alphorn wieder in Mode zu sein. Gerade gab es einen Weltrekord mit tausend Alphörnern.*

Es ist ein Boom, überall gibt es Alphornkurse. Und das Instrument hat eine Entwicklung durchgemacht. Man kann heute mit verschiedenen Zusatzrohren das Alphorn stimmen auf E, auf F, auf Fis, auf G oder auf As. Es gibt auch Karbonhörner, die man leicht verlängern und auch leichter transportieren kann als die originalen Holzinstrumente. In «Mysterium Montis» sind die Alphörner je auf unterschiedliche Tonhöhen gestimmt, die Hornistinnen und Hornisten haben ein Set mit drei, vier verschiedenen Zusatzrohren, die sie auswechseln können. Dadurch sind ganz andere, vielfältige Klangcluster und Melodien möglich, entsprechend den Möglichkeiten des Chorgesangs. Für die Alphörner ist das ungeheuer anspruchsvoll, weil sie weiterhin ja nur in der Naturtonreihe spielen können.

*Was war die Absicht hinter diesen vertrackten Anforderungen an die Instrumentalist:innen?*

Die Alphörner sollten mit dem Chor eine musikalische Partnerschaft eingehen – aber keine langweilige. Alles in F zu setzen, das interessierte mich nicht. Im «Responsorium» ist die Kompositionsweise gut hörbar. Der Tenor intoniert, die Hörner spielen C-Dur, der Chor antwortet in Ges-Dur, es sind reine Klänge, aber im Tritonus-Abstand, der dem naturtönigen Alphorn-Fa entspricht. Das ist auch für den Chor anspruchsvoll, weil es von ihm grosse Intonationssicherheit erfordert.

*Eine Herausforderung sind ja diese quasi «falschen» Töne, das zu hohe F, das zu tiefe B, die in unserer wohltemperierten Klangwelt keinen Platz mehr haben. Was bedeutet Ihnen die Naturtönigkeit?*

Es ist eine Gewohnheitssache. Die Naturtonreihe schafft wunderbare Klänge und öffnet die Ohren, eine Erfahrung, die man ja auch von der historischen Aufführungspraxis her kennt. Vom Alphorn aus war es dann, um auf die Entstehungsgeschichte zurückzukommen, für mich ein logischer Schritt hin zur Bergthematik. Mein Ausgangspunkt war das Kirchenlied «Mein Auge schaut den Berg hinan», eine alte Melodie aus dem Kloster St. Gallen. Sie lässt sich wunderbar mit Hornquinten unterlegen. Die Textgrundlage ist der Psalm 121, «Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen». In der Folge kamen all die Assoziationen zu biblischen Bergtexten wieder hervor: die Gotteserscheinung vor Elias auf dem Berg Horeb und die Verklärung Jesu vor seinen Jüngern auf dem Berg Tabor. Die Form der Vesper wählte ich, weil sie den idealen liturgischen Raster bietet. In ihrer Mitte stehen drei psalmähnliche Erzählungen, dazu kommen das Vater unser, die Fürbitten, das Magnificat, ein Introitus und ein Ausgang sowie der Hymnus. Diesen spielen die Alphörner allein von der Empore herab, bevor Chor und Instrumente im Psalm 121 zusammenkommen.

*Es gäbe in der Bibel noch weitere einschlägige Texte, die Bergpredigt etwa.*

Die Bergpredigt heisst zwar so, aber es war nur eine kleine Anhöhe, von der aus Jesus predigte. Mit der Ethik der Bergpredigt und auch mit der Moses-Geschichte und ihrer Thematik der Gesetzgebung wäre das Werk allzu stark ausgeüfert. Die Elias-Erzählung hingegen passte bestens. Nach seiner Flucht auf den Berg Horeb kommen erst das Erdbeben und dann der Donner über ihn, aber erst im abschliessenden Lüftchen, lateinisch «sibilis», zeigt sich Gott dem Propheten. Erdbeben und Gewitter, das war natürlich eine Steilvorlage für die Alphörner.

*Man sagt im Volksmund, auf den Bergen sei man Gott näher. In der Bibel und Ihrem Werk sind es tatsächlich spirituelle Ausnahme-Erfahrungen, die im Gebirge geschehen.*

Das hat schon etwas für sich, man hört es immer wieder von Bergsteigern: Wenn sie religiös werden, dann zuerst auf dem Gipfel. Bei Jesus ist das ein wiederkehrendes Muster: Er zieht sich in die Berge zurück, wenn die Anfechtungen oder die Ansprüche des Volks an ihn zu stark werden. Auch für ihn ist dort offenbar die Gottesnähe spürbar. Der Berg Sinai galt sogar als so heilig, dass sich ausser Moses niemand ihm nähern durfte.

*Da ist wieder das Heilige und das Bedrohliche nahe beieinander...*

Diese Doppelthematik ist gerade im Alten Testament natürlich dominant – mit all den dazugehörigen Drohungen. In «Mysterium Montis» geht es mir aber nicht um Moral oder Strafe, sondern um das Geheimnis, das in allem drin ist. Es ist ja nur schon geheimnisvoll, dass die Klänge der Alphörner nicht dem entsprechen, was man erwartet.

*In Ihrer Komposition gibt es zudem starke Jazz-Elemente, die Glockenmelodien der englischen Kirche werden zitiert, auch Gregorianik kommt ins Spiel...*

...zum einen das «Lumen Christi» aus der Osterliturgie, und zum andern die Lamentationen. Das sind kleine Symbole, die den religiösen Kontext antönen. Die Erscheinung auf dem Berg Tabor brachte Jesus ja mit Elias und Moses zusammen, und das Evangelium berichtet, sie hätten gemeinsam über den Weg gesprochen, der noch auf Jesus zukommen werde: Passion und Kreuzigung. Diesen Bezug stellt das Alphorn mit der Lamentationsmelodie her.

*Choral, zeitgenössische Cluster, Jazz-Rhythmen: Das könnte heterogen werden, aber Ihr «Mysterium Montis» wirkt im Gegenteil sehr einheitlich.*

In der heutigen Zeit sind wir ja glücklicherweise völlig frei darin, was wir an musikalischen Elementen verwenden – wenn sie Sinn machen. Im Erdbeben etwa braucht es dissonante Klänge, das kann nicht einfach «schön» sein. Was mich als Jugendlichen am meisten gepackt hat, war der Jazz. Im Kollegi Engelberg habe ich eine Band gegründet, wir spielten Dixieland, später auch Pop und Rock. Die Brücke zwischen Klassik und Jazz hat mich dann fasziniert, und dazu kam natürlich die katholische Prägung. In Engelberg war, wie in der katholischen Kirche insgesamt rund um das Konzil von 1964, in jenen Jahren vieles im Aufbruch. Für mich sind die Liturgien ein reicher Schatz, aber nicht als Zwang, sondern als Inspiration. Ich schöpfe insgesamt sehr viel aus meiner Zeit im Kollegi Engelberg, bis hin zur Alpenkulisse, diesem Kessel von Bergen.

*Wie bezeichnen oder umschreiben Sie selber Ihren Kompositionstil?*

Man spricht ja seine eigene Sprache, auch musikalisch. Ein Schlüsselerlebnis war in jungen Jahren die Kritik eines Schlagzeugers, der in unserer Band spielte und fand, wir seien in Klischees gefangen. «Du musst von einem einzigen Ton ausgehen und daraus deine Ideen entwickeln», meinte er. Das war etwas indisch angehaucht, ich habe es aber ausprobiert, und in der selben Zeit war ich unsterblich verliebt – beides zusammen hat mich darin bestärkt, meine eigenen Klänge zu erforschen, die mich bis heute begleiten. Wie jene Glocken, die ich in Cambridge in der Kirche Great St. Mary's gehört und gesehen habe. Die «Bell Ringers» stehen im Kreis und ziehen ihre Glockenseile nach traditionellen Abläufen von Hand. Das ist ein komplexes Handwerk, kein automatisiertes Glockengeläut. Die Tonreihen dieser Glocken benutze ich auch in der Vesper «Mysterium Montis», sie kommen im Chor, bei den Alphörnern und bei den Solisten vor. Wenn mir etwas gefällt, lasse ich mich davon inspirieren. Englische Freunde sagen, sie hörten sofort, was «typisch Rütli» sei. Aber welcher Stil das ist? Ich weiss es nicht.

(Interview: Peter Surber)